

DAS EVANGELISCHE PFARRHAUS IM DEUTSCHEN KULTURLEBEN

Von Richard Friedenthal

Martin Luther hat das deutsche evangelische Pfarrhaus begründet, durch seine Heirat mit Katharina von Bora. Das ist oft gesagt worden. Das Pfarrhaus hat dann in der deutschen Kulturgeschichte einen sehr bedeutsamen Platz eingenommen. Auch das hat man oft bemerkt, bewundernd, auch spöttisch, auch in der unschuldigeren Form bloßer Legendenbildung. Das Idyllische ist für viele Menschen am ehesten in der Erinnerung. Das trauliche Pastorat mit den vielen Kindern und der waltenden Hausfrau. Der Senior mit der langen Pfeife, der behaglich an seiner Sonntagspredigt memoriert und sich außerdem als Bienenvater und Kenner guter Obstsorten einen Namen gemacht hat. All das ist nun sicherlich dahin. Und wir wissen, daß es keineswegs immer so gemütlich und gemütvoll zugeht, obwohl wir dieses Element keinesfalls ausschalten und durch das Gegenbild unablässiger Kämpfe, ständiger Not und Bedrängnis ersetzen wollen. Daran hat es gewiß nicht gefehlt, und in manchen Jahrhunderten lag das Wort vom »Jammertal« der Kirchenlieder nicht umsonst auf den Lippen. Die deutsche Geschichte ist nahezu ein kaum unterbrochener Jammer, und wie sollte das Pfarrhaus davon verschont geblieben sein? Es wurde vielmehr, und gerade in den Zeiten, denen wir die großen Kirchenlieder zum größten Teil verdanken, besonders scharf herangenommen, und schon das bedeutet eine hohe Auszeichnung.

Aber ich kann unmöglich diese Geschichte hier aufrollen. Ich kann nur einzelne Blätter herausgreifen und versuchen, damit Einblicke in gewisse charakteristische Stadien zu geben. Und da vom Kulturleben die Rede ist, werden wir auch davon zu sprechen haben, wie außerordentlich verschiedenartig - und damit eben besonders stark - sich der Einfluß dieses Pastorenhauses auf alle Gebiete geltend gemacht hat. Denn das Pfarrhaus als solches ist es nicht allein: die Pastorensöhne (und auch -töchter) kommen hinzu, und sie bilden ein eigenes, sehr ruhmvolles Kapitel. Ein nicht immer nur beschauliches Kapitel. Denn da sind nicht nur die vielen wahrhaften Pastorendynastien, die in einigen Fällen von Luther bis in die Gegenwart reichen, oder die Nachkommenschaft auf weiblicher Seite, für die das noch mehr gilt. Da sind nicht nur die fast unwahrscheinlich zahlreichen Abkömmlinge in erster oder zweiter Linie, die auf allen Gebieten des geistigen Lebens, als Dichter, Philosophen, aber auch im Staate, den Naturwissenschaften, der Technik großes geleistet haben. Wir müssen auch die »Protestanten« ein-

beziehen, die gegen die protestantische Kirche, ja gegen die Kirche, gegen das Christentum überhaupt zuletzt protestierten und dabei doch immer in höchst eigentümlicher Dialektik unverkennbar vom Wesen ihres Vaterhauses geprägt waren. Das ist eine faszinierende Reihe, die von Lessing bis zu Nietzsche oder, um einen Zeitgenossen zu nennen, Gottfried Benn reicht.

Die Anfänge nun. Sie waren sehr bescheiden, vielfach tumultuarisch, wie begreiflich in einer Revolutionszeit, ungeordnet, provisorisch in mancher Beziehung. Das Stigma des »entlaufenen Mönches« und der »entlaufenen Nonne«, das Luther noch so lange nachhing in der Polemik seiner Gegner, war ihnen aufgeprägt. Vielfach gab es noch gar keine feste Form für eine solche Eheschließung. Das Zölibatsgebot der römischen Kirche wurde gebrochen, so viel war klar; daß es hinfällig sei, hatte auch Luther schon früh verkündet. Das Problem des Zölibats ist ja nun auch heute wieder in der katholischen Kirche zur ernstesten Frage geworden. Es ist das immer gewesen, seit es im 11. Jahrhundert unter langen und schweren Kämpfen eingeführt wurde als allgemeines Gebot für alle Geistlichen. In der Ostkirche bestand es überhaupt nicht für die unteren Ränge der Geistlichkeit, und Luther hat sich in seinem Kampf darauf bezogen. Die Durchführung hat lange gedauert und in manchen Gegenden die verschiedensten Enklaven bis fast an die Schwelle der Reformationszeit hin bestehen lassen; auf Island etwa waren noch die ersten energischen Gegner der Reformation im Klerus verheiratet. Wie es mit der inoffiziellen Nichtbeachtung des Zölibatsgebotes stand, ist bekannt. Eine Statistik oder nur ungefähre Bestandsaufnahme darüber wird sich kaum erstellen lassen. Aber nicht nur die immer wiederholten Verbote, Mahnungen, die Satiren, die Historienbücher und Akten sprechen laut genug, auch die Steuereurkunden. Selbst dem sehr strengen Kaiser Karl V. wurde für seine spanischen Lande eröffnet, daß die Taxen für »Pfaffenkinder« nun einmal einen unentbehrlichen Posten für die Finanzverwaltung bildeten und nicht abgeschafft werden könnten. Vergessen wir nicht, daß auch ein Erasmus ein solches Pfaffenkind war, und daß seine »unehrliche« Geburt ihm zeitlebens nachging und nicht unwichtig ist für seine Psychographie.

Unehrlichkeit also war das Kennzeichen des Zustandes; wir lassen dabei die Päpste, Kardinäle und Erzbischöfe mitsamt ihren Konkubinen und Kindern ganz beiseite. Luthers Tat war es, diese Kinder und ihre Mütter und Väter ehrlich zu machen. Er verwendet dabei auch ganz handfest-nüchterne Argumente: wer soll denn einem armen Landpfarrer die Wirtschaft führen und für ihn sorgen? Und wer nimmt sich heraus, eine solche Haushälterin zu verachten und ihre Kinder zu schmähen? Er lobt die Ehe als gottgewollt und preist den Ehestand, aber er zögert noch lange, selber den Schritt zu tun, auch als um ihn her schon seit fünf Jahren seine Gefährten und Genossen ein Weib nehmen. Gedrängt erst von vielen Seiten heiratet er seine Katha-

Gd

P43



rina, seine Käthe, im Katastrophenjahr des Bauernkrieges 1525 und macht damit den Bruch mit der alten Kirche endgültig.

Diese Ehe ist hier nicht zu schildern, und man könnte nicht ohne weiteres sagen, daß das alte Augustinerkloster, in dem er bis zum Tode wohnte, das erste evangelische Pfarrhaus gewesen sei. Es war sehr viel mehr, eine Kanzlei, eine große Arbeitsstätte, ein Sammelpunkt für Konferenzen der Mitarbeiter, vor allem am großen Werk der Bibelübersetzung. Ein Treffpunkt für Besucher aus aller Welt, eine Zentrale für wichtigste und folgenschwerste, auch politische Entscheidungen. Für die Idylle blieb wenig Raum. Und doch sind schon hier Züge vorgeprägt, die dann dem Pfarrhaus den Charakter gaben, auch durch die sehr tätige und keineswegs in Unterordnung ersterbende Hausfrau, die am Tischgespräch teilnahm und zuweilen den Wortschatz des Gatten rügte. Die Kinderschar, vermehrt durch ein halb Dutzend Verwandte. Die Gastlichkeit. Das wenigstens zeitweilige Behagen, neben unermesslicher Arbeit. Der Freundeskreis, die Schüler und Scholaren. Und nicht zuletzt der Prediger in der Mitte, der sich mitten unter die Menschen gestellt hat, in die Familie, die Gemeinde, das Volk der Mitmenschen nach seiner neuen Auffassung und Lehre vom allgemeinen Priesteramt, die für jeden gilt, »der aus der Taufe gekrochen ist«. Der Prediger, dem kein Rang verliehen worden ist in einer wohlgestaffelten hierarchischen Ordnung, der sich auf keinen »character indelebilis« berufen kann, der ihn weihet und schützt, ganz gleich wie er als Mensch sich verhält. Sondern lediglich ein Amt als Diener am Wort, ein Beruf, eine Berufung, freilich die vornehmste von allen. Aber Luther sagt auch mit Betonung: ein Priester soll »nichts anderes sein als ein Amtmann ist; solange er im Amte ist, geht er vor; wird er abgesetzt, ist er ein Bauer und Bürger wie die anderen«. Damit wurde der einzelne Pfarrer die wichtigste und zentrale Persönlichkeit der neuen Kirche. Auf ihn kam es an, nicht auf seine Vorgesetzten, die ja auch keine höhere geistliche Würde besaßen, sondern nur größere Verwaltungsaufgaben zu erfüllen hatten. Luther hat die Menschen sehr hoch eingeschätzt. Er hat sie auch in vielem überschätzt, und daraus ergab sich die Tragik seines Lebens. Er hat sie mündig gesprochen, und wer wollte behaupten, daß sie das geworden wären? Wann aber wäre je Großes erreicht worden ohne Forderungen, mögen sie auch weiter reichen als die Schwäche und Feigheit der Menschen es meist zuläßt?

Die Forderung Luthers blieb bestehen und die Stellung, die er dem Pfarrer angewiesen hatte. Ein neuer Stand wurde damit geschaffen, der vom kleinen Kreis aus wirkte und sehr bald bis in die hohen Regionen des Geisteslebens seinen Einfluß übte, ja zeitweilig dominierte, mit allen Zügen, die nun einmal jeder Herrschaft eigen sind. Viel Menschliches ist zu verzeichnen, Streitsucht, Engstirnigkeit, Rechthaberei auch im Kleinen und Kleinsten,

die der protestantischen Bewegung oft mehr geschadet haben als alle Zwangsmaßnahmen der Gegner. Auch dies freilich - fast unvermeidlich, wie man sagen kann - oft ausgehend von der nun einmal gegebenen Verantwortung und der Berufung auf das Gewissen. Die vielen Vertreibungen, die vielen Exulanten unter den Pfarrern, die schweren Konflikte, die sich lange Zeit abspielten, sprechen eine deutliche Sprache. Das Idyll ist erst eine sehr viel spätere Sache. Kampf, auch mit der Obrigkeit, war die Losung für das ganze erste Jahrhundert und darüber hinaus. Das Bild des Pfarrers, der als eine unbedingte Stütze für den Herrscher - nach dem bekannten Wort von »Thron und Altar«, wobei die Reihenfolge kennzeichnend ist - angesehen wurde, hat diese Züge verdunkelt aus späterer Sicht.

Das Pfarrhaus der Lutherzeit war noch eine sehr provisorische Angelegenheit und seiner Herkunft nach aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt. Die bekannten Namen der Reformatoren dürfen da nicht täuschen. Sie waren so gut wie durchweg angesehene Gelehrte; die Gelehrtenstube war ihr Arbeitszimmer, und der übliche Gelehrtenhabit mit dem Baret wurde dann auch die Amtstracht. Wenn sie heirateten, so nahmen sie vielfach Frauen, oft Witwen, aus angesehenen Familien. Bei der Hochzeit des Augsburger Reformators Urban Rhegius gab es einen feierlichen Brautzug mit den Stadtpfeifern voran, dem Bürgermeister und den Ratsherren hinterdrein. Die Tochter eines adligen Feldobristen Rosenblatt heiratete in ununterbrochener - das heißt nur durch den Tod unterbrochener - Reihenfolge gleich vier der bekanntesten Führer des neuen Glaubens: Cellarius, Ökolampadius, Capito und zuletzt Butzer. Justus Jonas wiederum hatte hintereinander drei Ehefrauen, was übrigens von den Altgläubigen besonders übel vermerkt wurde, für die vielfach noch die Anschauung galt, daß allenfalls Ehe, aber nicht Wiederverheiratung zulässig sein sollte.

Auf dem Lande jedoch, unter dem geistlichen »Proletariat«, das in der Tat vielfach am unteren Rande der Existenzmöglichkeiten lebte, wurden anfangs oft die bisherigen Wirtschafterinnen »ehrlich« gemacht oder sonst eine Bäuerin geheiratet. Auch die Pfarrer erhoben sich häufig nicht über das bisherige Niveau. Sie unterschieden sich nicht selten kaum von den Laienpredigern und Sektierern aus der Handwerkerschaft, die sie so grimmig von der Kanzel bekämpften und die ihnen zuweilen überlegen waren an Rednergabe oder auch Kraft der leidenschaftlichen Überzeugung. Vorbildung nur bescheidenster Art wurde kaum gefordert und verlangt, jedenfalls nicht von den örtlichen Patronatsherren, die mehr darauf sahen, daß ein ihnen genehmer Mann die Stelle erhielt. Das Patronatswesen oder -unwesen machte sich da unheilvoll geltend, aus uralter Tradition, die nicht durchbrochen wurde, und es hat bis an die Schwelle unserer Zeit bestanden, wie wir noch bei Theodor Fontane in seinem »Stechlin« sehen werden. Theologische

ernste Ausbildung mit obligatem Studium war geraume Zeit nur solchen Geistlichen vorbehalten, die für die wichtigeren städtischen Stellen in Frage kamen. Sie bildeten durchaus eine gehobene Klasse.

Die Vorteile des hierarchisch-aristokratischen Aufbaus der alten Kirche fielen dahin. Es gab keine fetten Pfründen mehr, allenfalls etwas bessere und viele schlecht dotierte Pfarrstellen. Damit kam für den Adel der geistliche Stand als Versorgung für seine jüngeren Söhne in Fortfall. Der Nachwuchs rekrutierte sich aus dem Bürgertum, den Handwerkern, den Bauern, und aus den gleichen Schichten stammten die Pfarrfrauen. Sehr bald begannen die Pfarrerdynastien, die oft jahrhundertlang das Amt vom Sohn auf den Enkel weitergaben. Wichtig dabei ist, daß die Erziehung und Ausbildung, zum mindesten in den entscheidenden jüngeren Jahren, in der Hand des Vaters lag und mit den zunehmenden Ansprüchen an geistige und wissenschaftliche Bildung wurde das ein höchst bedeutsamer Faktor in der Geistesgeschichte. Melanchthons humanistisches Erbe wurde da ausgeteilt. Der Pfarrer war nicht nur weit und breit in seinem Umkreis »der Studierte« und gebildete Mann. Er erteilte vielfach auch Unterricht, und zuerst seinen Söhnen, von denen im Pfarrhaus meist mehrere, oft viele, im Falle von Lessings Vater ein halbes Dutzend vorhanden waren. Georg Christoph Lichtenberg war das siebzehnte Kind eines hessischen Dorfpfarrers. Nicht nur die patriarchalische Unterordnung unter Vater und Mutter wirkten ein. Daß der Sohn oder die Söhne auch gute Lateiner und Griechen, womöglich schon im Hebräischen beschlagen sein mußten, galt bald als selbstverständlich. Und so rekrutierten sich aus dem evangelischen Pfarrhaus ganz unverhältnismäßig viele Studenten fast aller Fächer und ganz unverhältnismäßig viele Gelehrte und Wissenschaftler der unteren, mittleren und höchsten Ränge. Auch die Dichtung wurde einbezogen.

Es ist ausgerechnet worden - der katholische und später altkatholische Kirchenhistoriker Johann Friedrich Schulte machte damit den Anfang, an Hand des großen Sammelwerkes der Allgemeinen deutschen Biographie -, daß seit Mitte des 16. Jahrhunderts bis gegen Ende des 19. über ein Viertel aller deutschen Dichter, soweit in der Biographie verzeichnet, dem evangelischen Pfarrhaus entstammten. Die Vererbungsforschung, ein höchst heikler Zweig der Wissenschaft, hat sich mit dem Problem der Geniezüchtung befaßt, und etwa (so Ernst Kretschmer in seinem Buch »Geniale Menschen«) »Inzuchtherde« festgestellt. Wenn man die alten Theologenfamilien mitberücksichtigen wollte, die Mütter und Großmütter, selten genauer feststellbar, so wird es so unübersichtbar wie alle Erbforschung. Der Computer wartet auf solche Probleme.

Die Bedeutung und der Reichtum dieses Phänomens sind ebenso wenig zu übersehen, wie seine genauere Deutung schwierig ist. Der evangelische

Pfarrer schrieb viel, zum Unterschied von seinem katholischen Amtsbruder, der unter sehr viel strengerer Zensur seiner geistlichen Vorgesetzten stand. Er schrieb manchmal etwas *zu* viel; die stillen, nie gestörten großen Schränke mit den Traktaten sind davon Zeuge. Er dichtete. Seine Söhne dichteten. Wenn man das achtbändige Leipziger Gesangbuch, das Johann Sebastian Bach benutzte, durchsieht, wird man etwas mutlos. Wie wenig davon ist lebendig geblieben. Aber das gilt nicht nur für das Leipziger Gesangbuch. Wie viel *ist* lebendig geblieben oder wird erst jetzt wieder aufgerufen aus der Dichtung der großen Notzeiten des Barock, der Gryphius, Fleming, Zesen, Cepko, die alle Pastorensöhne waren wie dann Gottsched, Gellert, Wieland, Claudius, Bürger, Lenz, Jean Paul, um nur einige Namen zu nennen. Das Bild wird immer bunter und reichhaltiger, je mehr mir uns der neueren Zeit nähern: Mathematiker wie Euler, Historiker in großen Mengen, Archäologen, Mediziner, Architekten wie Schinkel, Erfinder, Entdecker, Philosophen wie Schelling. Die Erbforschung wird noch viel zu tun bekommen, nachdem sie sich von den haarsträubenden Verirrungen neuerer Zeiten freigemacht hat.

Uns interessiert aber nicht so sehr das rein Biologische an diesem Phänomen. Erbgut, schön; es bleibt größtenteils doch unbekannt. Das weibliche Element ist meist vernachlässigt, obwohl es bekanntlich das entscheidende sein kann. Was gab das Pfarrhaus seinen Söhnen mit, von der Abstammung oder »Inzucht« abgesehen?

Wir können nicht nur die braven Abkömmlinge und Amtsnachfolger berücksichtigen, so wichtig sie waren. Es gab auch schweren Streit zwischen Vater und Sohn; das Generationenproblem ist nicht erst von heute. Der Sturm-und-Drang-Dichter Jakob Michael Reinhold Lenz ist etwa dafür ein Beispiel, dessen Vater der Typus des bis zur völligen Lieblosigkeit starren Patriarchen gewesen sein dürfte. Als Generalsuperintendent in Livland hielt er bei einem Brand, der eine der Städte verwüstete, eine solche Donner-und-Brand-Rede über die gottgewollte Strafe für die Einwohner, daß die empörten Obdachlosen ihn bei der Regierung verklagten mit der nicht ganz unberechtigten Motivierung, sie hätten sich von ihrem Seelenhirten doch auch einigen Trost und Zuspruch erwartet. Keinen Trost konnte er seinem Sohn bieten, dem freilich auch ein anderer Vater kaum hätte helfen können und den auch Goethe recht schroff abwies. Erst die Literaturgeschichte hat ihn zu retten vermocht. Weniger scharfe Konflikte haben sich abgespielt, so zwischen Lessing und seinem Vater, dem angesehenen Primarius zu Kamenz, der sich zeitgemäß dagegen sträubte, seinen begabten Ältesten als Stückeschreiber für die Schaubühne zu sehen, womöglich mit einer Komödiantengesellschaft und deren zuchtlosen Weibern umherziehend, während er doch nach guter Theologensitte ihn sorgfältigst und liebevollst für den Beruf des jungen Gelehrten erzogen hatte, was Lessing übrigens immer dankbar an-

erkannt hat. Wir haben die »verlorenen Söhne« des Pfarrhauses - und auch die nicht seltenen verlorenen Töchter - und die heimgekehrten. Und dann solche, die sich weit entfernten von der Gedankenwelt ihres Vaterhauses, wie eben Lessing, oder noch sehr viel stärker ausgeprägt Nietzsche, von dem man allerdings sagen kann, daß er vielleicht von beiden Elternseiten her und weit hinauf mit etwas allzuviel Pastorenerbgut beladen war, das dann zur Rebellion führte.

Aber auch bei diesen beiden, und gerade bei ihnen ist der Stempel, der ihnen in der Jugend aufgedrückt wurde, zeitlebens verblieben als eine Art des character indelebilis. Wir wollen nicht die Erziehung zu streng gefaßter wissenschaftlicher Arbeit vergessen. Die Schulung, noch im begrenzten Raum des Lateinischen und Griechischen, zu logischem Denken, klarem Ausdruck und auch dichterischem Schwung. Dazu, erst recht nicht zu vergessen, das Deutsch der Lutherbibel, das ja nun bis in die Werke der Klassiker hinein gewirkt hat wie kein anderes Ereignis der Sprachgeschichte. Nietzsche, der Umwerter aller Werte, meinte, im Vergleich mit Luthers Bibelübertragung sei bisher eigentlich alles andere nur »Literatur«. Und er, der größte aller philosophierenden Literaten, sprach dies Wort mit zischendem Hohn aus. Er sagte nicht ohne Bedacht das »bisher«, denn er hoffte nunmehr das neue beste Buch zu schreiben. Und gerade bei ihm, als dem bedeutendsten Antagonisten, den das Pfarrhaus hervorgebracht hat, ist das Erbe der vielen Pastorenväter im dialektischen Umschwung so faszinierend deutlich wie bei kaum einem anderen. Im Wortschatz, der Diktion, den Bildern der Bibel, unter denen er sich provokativ das Gleichnis der Schlange besonders gern adoptierte. Nicht zuletzt im Predigen. Nietzsche spricht von einer Kanzel, nicht dem Katheder, das er sehr bald verlassen hat. Einer Kanzel freilich, die er sich in den höchsten Bergen unter freiem Himmel oder am Meer der Provence aufgestellt denkt. In seiner Bejahung des Schmerzes, als zu heroischer Haltung aufrufend, was nichts anderes ist als die Abwandlung der christlichen Leidensbejahung. Und wenn er meint, daß die Reformation deshalb in Deutschland ausbrach, weil dort die Verderbnis der Kirche am wenigsten fortgeschritten war und weil gerade deshalb schon die Anfänge als unerträglich empfunden wurden, so spricht er da unbewußt von seinem eigenen Ausgang. Er ruft nach einem »neuen Luther«, dessen »Hier stehe ich, ich kann nicht anders« er sich auch zu eigen gemacht hat, wie das so oft geschehen ist, selbst noch von dem Spötter Heinrich Heine. Er spricht von der »moralischen Skepsis im Christentum«, die auch alle religiösen Zustände und Vorgänge wie Reue, Sünde, Gnade, Heiligung untergraben habe: »Wir kennen auch die religiösen Gefühle besser«, meint er hochgemut, »und es ist Zeit, sie gut zu kennen und gut zu beschreiben, denn auch die Frommen des alten Glaubens sterben aus: - retten wir ihr Abbild und ihren Typus wenig-

stens für die Erkenntnis!« Und wenn er in seinem Gleichnis vom Tollen, der am hellen Tage mit der Laterne auf den Markt läuft und ruft: Wir haben Gott getötet! wir alle sind seine Mörder! eine Vision der Zeitgefühle gibt, so ist das eine seiner »unzeitgemäßen Betrachtungen«, die uns sehr zeitgemäß anmuten: »Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen? Stürzen wir nicht fortwährend? Und rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Giebt es noch ein Oben und Unten? Irren wir nicht durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden? Kommt nicht immerfort die Nacht und mehr Nacht? Müssen nicht Laternen am Vormittage angezündet werden? Hören wir noch nichts von dem Lärm der Totengräber, welche Gott begraben? Riechen wir noch nichts von der göttlichen Verwesung? - auch Götter verwesen! Gott ist tot! Gott bleibt tot! Und wir haben ihn getötet! Wie trösten wir uns, die Mörder aller Mörder? Das Heiligste und Mächtigste, was die Welt bisher besaß, es ist unter unsern Messern verblutet? Mit welchem Wasser können wir uns reinigen? Welche Sühnefeiern, welche heiligen Spiele werden wir erfinden müssen? Ist nicht die Größe dieser Tat zu groß für uns?« Er wirft seine Laterne zu Boden. Sie zerspringt, in makabrer Vorahnung des eigenen Schicksals, das Nietzsche bevorstand.

Von Nietzsche ist es nur ein Schritt bis zu einem unserer Zeitgenossen, dem Dichter Gottfried Benn. Auch er war ein Pastorensohn und -enkel; auch er sollte ursprünglich Theologie studieren. Er wurde Mediziner und anstatt Dorfpfarrer Großstadtarzt für Haut- und Geschlechtsleiden. Die Erinnerung an seine Jugend in dem märkischen Pastorenhaus zu Sellin östlich der Oder hat er noch in seinem »Lebensweg eines Intellektualisten« 1950 festgehalten: »Großes Pfarrhaus, großer Garten, drei Stunden östlich der Oder. Das ist noch heute meine Heimat, obgleich ich niemanden mehr dort kenne, Kindheitserde, unendlich geliebtes Land . . . Eine riesige Linde stand vorm Haus, steht noch heute da, eine kleine Birke wuchs auf dem Haustor, wächst noch heute dort, ein uralter gemauerter Backofen lag abseits im Garten. Unendlich blühte der Flieder, die Akazien, der Faulbaum.«

Das Vokabularium des Mediziners überwiegt sonst bei Benn. Die Melancholie des Großstädtlers bleibt, der aus der Maschinen- und Industriewelt zurückdenkt an »agrarisches-patriarchalische Stimmungen«, wie er es nennt, der Gott für ein »schlechtes Stilprinzip« hält und fürchtet, religiöse Gefühle könnten ihm »den Ausdruck erweichen«. Benns Härte ist geheime Scheu, die sich aggressiv gibt; ein bekanntlich häufiges Phänomen. Trotzig wählte er für eine seiner Dichtungen die Bezeichnung »Oratorium« und verwendete die Form der Psalmen. Paul Hindemith hat »Das Unaufhörliche« vertont. Der Titel ist eine bewußte Abwandlung vertrauter Wendungen. Benn hat sich auch mit dem Problem der begabten Pfarrhausabkömmlinge be-

schäftigt, zu denen er sich zählen könnte. Und er rechnet zu den von daher stammenden Zügen »vor allem den, eine besondere geistige Problematik eingeboren erhalten zu haben und sie nach eigenen Formen und selbstverantwortlich das Leben hindurch zur Darstellung bringen zu müssen, also diese sowohl protestantischen wie kunstbedingenden Züge«.

Wir sehen auch bei diesen Rebellen, und vielleicht gerade bei ihnen die Macht der Prägung im frühen Stadium der Kindheit und Jugend, die nicht mehr zu verwischen ist. Ich möchte nicht mit einer eingängigen Formel den Hauptgrund für diese weiten Wirkungen zu definieren versuchen, zumal ja auch eine Entwicklung über Jahrhunderte hinweg, mit gänzlich verschiedenen Bedingungen geistiger wie gesellschaftlicher Art zu berücksichtigen ist. Aber sehr wesentlich erscheint mir die Bindung an das *Wort* vor allem, auch wenn es am Ende nicht mehr das Wort der Heiligen Schrift ist. An das Buch, auch wenn es nicht mehr die Bibel ist. An den Geist, der weht, und der auch zum freien Geist werden kann, was etwas anderes ist als der bloße spöttische »Freigeist«. Und nicht zuletzt das Gefühl der Selbstverantwortung, das auch Bann hervorhebt und das gerade Nietzsche als eine höchst gefährliche - und deshalb als höchste Gefahr von ihm begrüßte - Aufgabe ansah, die Krankheit und Gesundheit bedeuten kann, Exil und Refugium, Himmel und Hölle.

Und noch etwas wäre zu bedenken, was uns gerade sein Beispiel nahelegt. Man kann von der Enge ausgehen, um ins Weite zu gelangen. Man kann im Widerspruch, im Ringen mit schweren Satzungen zu neuen Satzungen oder der Forderung nach ihnen kommen, nicht aber ohne das, nicht aber mühelos. Und welche Disziplin, welche Selbstbeherrschung und auch Entsagung gerade die Freiheit verlangt, das wird das Problem und Schicksal der nächsten Generation sein, soweit ihnen noch Freiheit der Entscheidung gegeben ist.

Die Enge, die Satzungen, die Disziplin, die Entsagung: all das war dem Pfarrhaus gegeben und auferlegt. Es ist nicht immer damit fertig geworden, und wer wollte das auch verlangen. Aber es war nun nicht nur Enge, weder räumlich noch geistig. Es erweiterte sich im Lauf der Zeiten. Es bekam seine Äcker, seinen Obstgarten, seinen Bienenkorb, und nicht selten wurde über das »Verbauern« der Landpfarrer geklagt. Die Bücher kamen hinzu, die Bibliothek, die oft die einzige in weitem Umkreis war. »Ein Pastor hinterläßt nichts als Kinder und Bücher«, hieß es sprichwörtlich. Viel eigne Forschung schloß sich daran an, anfänglich noch im rein Theologischen, bald ausgreifend auf die mannigfachsten Gebiete. Viel Kleinarbeit ist dabei, Lokalhistorie, die ohne den Ortspfarrer kaum bestehen könnte und noch heute auf ihn angewiesen ist. Aber dann haben wir auch, in mehr idyllischer Zeit, den Insektenforscher, den Schmetterlingssammler, den Blumenfreund und Botaniker, den Dialekt- und Sprachwissenschaftler.

Ich möchte an diesem Punkt ein wenig über die Grenzen hinausschauen mit friedlicher »Öffnung nach Osten«. Die slawische Welt ist lange den Deutschen recht fremd geblieben. Erst Herder hat da Bahn gebrochen. Allerdings haben die slawischen Völker selber lange gebraucht, ehe sie nur ihre Sprache wiederfanden, jedenfalls als Literatur. Es ist kein Zufall, daß dabei die protestantische Geistlichkeit so entscheidend beteiligt war. Sie predigte in der Volkssprache, und schon der erste Name, den die Literatur der Slowenen kennt, der des Primus Trubar, ist dafür denkwürdig, daß er noch zur Lutherzeit in Tübingen seine Bücher drucken lassen konnte in der Sprache seines Volkes. Das Matthäusevangelium erschien zuerst, dann das Neue Testament, eine vollständige Bibel auf Slowenisch - noch »Windisch« genannt - folgte schon 1584 in Wittenberg. Und beim Beginn der slawischen Renaissance zu Anfang des vorigen Jahrhunderts waren protestantische Geistliche oder Pfarrerssöhne die führenden Männer. Sie hatten meist auf deutschen Universitäten studiert. Manche der grundlegenden Schriften wurden zunächst in Leipzig, dann in Wien gedruckt, einige erschienen auch anfangs auf Deutsch, wie die epochemachenden »Slawischen Altertümer« des slowakischen Pastorensohnes Paul Joseph Safarik, des Begründers der Slawistik, oder die des Budapester Pfarrers Jan Kollar »Über die Wechselseitigkeit der slawischen Nationen«. Der erste große Historiker der Tschechen, Frantisek Palacky war der Sohn eines evangelischen Lehrers. Wir erwähnen nur einige Namen, die unbekannt genug klingen mögen, während sie ihren Nationen zu den Begründern und Heroen gehören, und damit sollten sie auch uns wichtig genug sein. Daß Sprachwissenschaft, Beschäftigung mit Volksliedern und Sagen am Anfang großer und dann weltgeschichtlicher politischer Entwicklungen stehen kann, ist der Beachtung wert. Das *Wort* bewies auch hier seine Wirkung, das Wort in der Sprache des Volkes.

Und da wir von den Rebellen sprachen, sei vielleicht auch erwähnt, daß in Rußland in der ersten Zeit der revolutionären Intelligenz um die vorige Jahrhundertmitte gerade die »Popensöhne« - neben der »Gutsbesitzerliteratur« - bedeutungsvoll ihre Rolle gespielt haben, wie der Nikolai Tschernyschewskij, der mit seinem »Was sollen wir tun?« zum anerkannten Führer der radikalen Jugend wurde, oder der andere Popensohn Nikolai Dobroljubov.

Mit den Lokalforschern und Schmetterlings sammlern waren wir bei der Pfarrhaus-Idylle angelangt, die lange genug das Bild bestimmt hat. Das Pfarrhaus wurde zum Gegenstand der Dichtung. Goethe hat, im Rückblick auf Sesenheim - sehr weit zurückblickend und die Ereignisse verklärend - das bekannte Wort gesprochen: »Ein protestantischer Landgeistlicher ist vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle. Er erscheint wie Melchisedek als Priester und König in einer Person.« Er bezieht sich auf Oliver

Goldsmith' »Vicar of Wakefield«, die bekannteste und lange beliebteste Darstellung; etwas unvorsichtig, denn da geht es im Grunde um die Verführung des Pfarrerstöchterleins. Für seine »Dorothea« hat er die »Luise« des Johann Heinrich Voß als Anregung genommen. Der Pfarrer von Grünau, »auf die Postille gebückt zur Seite des wärmenden Ofens«, wurde für einige Jahrzehnte unsterblich mitsamt den Tafelfreuden, die der Homerübersetzer nach griechischem Vorbild auftischte, sehr viel reichlicher als es in den meisten Pastoraten je der Fall gewesen sein dürfte. »Griechischer Geist« erscheint Voß und seinem Pfarrer auch vor allem das Gegengewicht gegen die Gefahr zu »verbauern« oder in »Nichtigkeit und Erwerbssucht« zu verfallen, der »Entartung neueren Barbarentums, wo Verdienst ist käuflich und erblich«.

Realistischer waren zuweilen die Romantiker, als die Wiederentdecker der Realien der Kulturgeschichte. Immermann gibt in der »Oberhof«-Episode seines »Münchhausen« eine Schilderung des im Westfälischen zu seiner Zeit noch üblichen feierlichen Umgangs zur Einsammlung der Kollekten an Naturalien. Eigentlich eine etwas trübselige Sitte, wie das ganze Wesen mit dem Klingelbeutel, der jetzt nur noch bildlich erhalten geblieben ist. Als Ergänzung für das immer höchst bescheidene Gehalt freilich unentbehrlich, das obendrein noch für ständig anwachsende amtliche Pflichten völlig ungeistlicher Art gelten sollte. Damit hat sich kein Dichter je befaßt und auch kaum eine Darstellung. Der Gipfel war vielleicht unter Friedrich dem Großen erreicht, wo es von einem Pfarrer heißt, der wegen allzu »freigeistiger« Predigt bei dem Atheistenkönig verklagt worden war: das Ministerium habe immerhin wohlgefällig vermerkt, »daß seine Gemeindemitglieder ihre menschlichen(!) Verpflichtungen, wie die Fouragelieferungen und Cavalleriegelder, sowie die Vorspanndienste für die königlichen Couriere stets pünktlich erfüllt und auch ihre sonstigen Kreisabgaben an die Kreis-kasse willig verrichtet haben«. Der Pastor, dafür verantwortlich, sei daher nur zu beloben, nicht aber zu beanstanden. Bei Immermann wird die Kollekte eine hohe Handlung nach altem Ritus. Der Pfarrer und sein Küster fahren persönlich von Hof zu Hof und holen die Deputate ein. Mit Versen kündigt der Küster die Aktion an:

Wir sind allhier vor eurem Thor,
Der Küster und der Herr Pastor,
Des Küsters Frau, die Magd daneben,
Die Gift und Gabe zu erheben,

Hühner, Eier, Käse, genau gestaffelt der Zahl nach zwischen Pastor und Küster, dazu der »gute Wille« in Gestalt von sechs Rollkuchen und sorgfältig nachgezählt.

Die Idylle lebte noch nach in Eduard Mörikes, des Pfarrers zu Cleversulzbach, Gedicht vom Alten Turmhahn, das den Dichter erst populär machte,

zumal mit den Holzschnitten von Ludwig Richter in der bezeichnend betitelten Reihe »Beschauliches und Erbauliches«. Als der gemüt- und humorvolle Landpastor wurde er damit bekannt; er hat aber sonst nur in seinem etwas spöttischen Gedicht über seine Erfahrungen mit den schwäbischen Bauern bei der Predigt je wieder über seinen Brotberuf gesprochen, als welchen er sein Amt ansah. So jedoch wollte man ihn gerne sehen: in der Studierstube, weiß gekalkt, mit Geranienduft und einem Rüchlein Rauchtobak, dem sanften Fluß aller Tage, bis am Freitag das »Predigtlein« komponiert werden muß. Dafür stehen die alten theologischen Schwabenväter Andreä, Bengel, Rieger, Oetinger auf dem Bücherbrett zur Hand.

Inmittelst einmal auch etwan
Hat er ein Fenster aufgetan -
Ah Sternelüfteschwall wie rein
Mit Haufen dringet zu mir ein.

Wie es in Mörikes Innerem aussah, hat er kaum je im Gedicht bekannt. Wir wissen nur aus seinen Briefen von den schweren Skrupeln und Zweifeln an seinem Beruf: »Du hast keinen Begriff von meinem Zustand«, schreibt er an einen Freund, nach vergeblichem Versuch in eine andere Tätigkeit auszubrechen, »mit Knirschen und Weinen kau ich an der alten Speise, die mich aufreiben muß. Ich sage Dir, der allein begeht die Sünde wider den heiligen Geist, der mit einem Herzen wie ich der Kirche dient.«

Und vergeblich hat er sich, nach seinem »Maler Nolten«, mit einem zweiten Roman abgemüht, der ein religiöses Thema behandeln sollte. Von einer Konversion sollte die Rede sein, ein junger Pfarrer erhält den Auftrag, eine junge Gräfin vom katholischen Glauben zum evangelischen Bekenntnis zu bekehren. Während er sie unterrichtet, wird er sich zu seinem Erschrecken seines eignen, ihm bis dahin unbewußt gebliebenen Unglaubens bewußt. Ein Doppelgängerleben also, mit dem der Dichter weder im Leben noch im Roman fertig werden konnte. Erst die stärkere Dokumentierung neuerer Zeit läßt uns einen Blick in solche Zweifel und Diskrepanzen tun, die nie gefehlt haben.

Belassen wir es dabei, daß die »Idylle« von Cleversulzbach, die wir jetzt in Anführungsstriche setzen müssen, immerhin dem zarten und sehr verletzlichen Dichter Mörike die Muße gegeben hat, sein schmales und kostbares Gedichtwerk zu vollenden. Und ist es noch nötig, mit dem Zeigefinger darauf hinzuweisen, welche unschätzbare Bedeutung es für das kulturelle Leben gehabt hat, daß es solche Enklaven oder Oasen der Stille, Gelassenheit, Konzentration, ja auch Muße gegeben hat? Es sind alles Dinge, die uns jetzt abhanden gekommen sind. Die Kräfte, die von da ausgingen, sind schwer zu ermessen und vielleicht nur ex eventu, das heißt seit dem Aufhören solcher Zustände zu schätzen.

Der Doppelgänger war bereits die Lieblingsfigur der Romantik, zu der Mörike nur der Lebenszeit nach gehört. Jean Paul, nochmals ein Pastorensohn, hat ihn kultiviert wie kein anderer und vieles vorausgenommen, was dann später als eleganter Satanismus oder neuestens als Traumdichtung beliebt wurde. Auch bei ihm hat man lange das »Idyllische« im Vordergrund gesehen. Von seinem Vater sagt er polemisch gegen andere Zeitgenossen: »Es fürchte niemand von meinen Zuhörern, daß sie etwa einen Vater vor mir vorbekommen, welcher erbärmlich wie einige neuere Überchristen in tränennasse Schnupftücher eingewickelt daherzieht.« Vielmehr sei er als der »anmutigste Gesellschafter« beliebt gewesen. »Die Kraft des geselligen Scherzes begleitete ihn durch sein ganzes Leben, indes er im Amt als strengster Geistlicher und auf der Kanzel als sogenannter Gesetzprediger galt.« Pfarrhäuser sind dann Liebingsschauplätze in den Romanen und es fehlt nicht an den humoristischen Zügen, so wenn im »Hesperus« die Pfarrfrau zum Gatten sagt, während sie ihm den Umhang zum Kirchgang und der Sonntagspredigt um die Schultern legt: »Mach es heute länger, das Fleisch brät sonst nicht aus.« Aber dann geht es um Himmel und Hölle in den Hauptgestalten, in den kühnen »Leichenpredigten«, die Parodien des üblichen Leichensermons in modernster Form sind und mit Blasphemie und Grottesken spielen wie nur irgendeiner unserer Zeitgenossen, mit dem Irrsinn oder dem Ekel, bis zu der Gestalt seines letzten unvollendeten Romans, der den Doppelmenschen schildert. Es ist die seltsamste Predigt, die je ein Pfarrerssohn gehalten hat, alternierend zwischen Menschenverachtung, Lob der Tiere und verzweifelten Anrufungen an den Gott der Liebe »Vater, verlaß mich nicht!«, endend mit der kraß dialektischen Umkehrung beim Erwachen aus der Trance: »Vater Beelzebub, verlaß mich nicht!« Damit bricht der Roman ab, und auch das Leben Jean Pauls.

Der Kunstgriff, den Irren sagen zu lassen, was sonst allzu heikel wäre, ist hier schon vollendet angewandt. Wie es eigentlich mit Jean Pauls Glauben stand, ist nicht so leicht auszumachen. Er schreibt an seinen Sohn, Studenten der Theologie, der damals florierenden Richtung des hart-orthodoxen Supernaturalismus ergeben: er möge doch die unwiderbringliche Jugendzeit »ohne Mönchsgrillen zubringen. Gott bekehre Dich zu dem heiteren Christentum eines Herder, Jacobi, Kant . . . Es gibt keine andere Offenbarung als die noch fortdauernde. Unsere ganze Orthodoxie ist, wie der Katholizismus, erst in die Evangelien hineingetragen worden, und jedes Jahrhundert trägt seine neuen Ansichten hinein. - O könnt ich doch bald an mein Werk gegen das Überchristentum gehen!« Es wurde nicht geschrieben, ebenso wenig wie sein Werk über die »Hölle«, die er so schildern wollte, »daß kein Mensch sie sollte aushalten können«.

Wir werfen noch einen Blick auf Fontane, der bis an den Rand unserer Lebenszeit reicht. Bei ihm ist der Pastor, ob Landpfarrer oder Stadtgeistlicher, wohleingegliedert in die ständische Ordnung. Er hat seinen Part zu spielen, die zweite Geige, mit vorsichtiger Bogenführung. Er trägt zur Konversation bei. In dem Altersroman »Der Stechlin« ist der Pastor Lorenzen die Figur, die Erfahrungen langer Jahre zusammenfaßt. Er ist durchaus noch der Typ des Patronatspfarrers. Der mit großer Liebe geschilderte Gutsherr Dubslav von Stechlin versagt es sich nicht, bei aller Freundschaft zu seinem Lorenzen gelegentlich die Distanz anzumerken: »Nun endlich«, empfängt er seinen »Kaplan«, als er fühlt, daß es mit ihm zu Ende geht. »Wo bleiben Sie? Da heißt es immer, wir Junker wären kleine Könige. Ja, wer's glaubt! ... Sterben und verderben kann man. Und das heißt dann Seelsorge.« Lorenzen lächelte: »Herr von Stechlin, Ihre Seele macht mir, trotz meiner Vernachlässigung, keine Sorge, denn sie zählt zu denen, die jeder Spezialempfehlung entbehren können. Lassen Sie mich sehr menschlich, ja für einen Pfarrer beinahe lästerlich sprechen. Aber ich muß es. Ich lebe nämlich der Überzeugung, der liebe Gott, wenn es mal soweit ist, freut sich, Sie wiederzusehen. Ich sage, wenn es soweit ist. Aber es ist noch nicht soweit.«

Der Trost Lorenzens ist so ziemlich der gleiche, den Luthers väterlicher Patron Staupitz dem zweifelnden Reformator spendete, als der junge Doktor sich vor den großen Aufgaben in Wittenberg fürchtete und meinte, er werde daran sterben.

Das Erscheinungsjahr des »Stechlin« ist 1899. Ein Sozialdemokrat wird gegen den alten Gutsbesitzer in den Reichstag gewählt. Und gegen den Pastor Lorenzen mit seinen »liberalen« Ansichten macht als Besucher der Regierungsassessor Rex seine Einwände: er sei zwar eine »ganz gescheite Nummer«, aber im Grunde säge er doch den Ast ab, auf dem »man« sitze: »Immer Volk und wieder Volk, und mal auch etwas Christus dazwischen. Aber ich laß mich so leicht nicht hinters Licht führen. Es läßt alles darauf hinaus, daß sie mit uns aufräumen wollen, und mit dem alten Christentum auch. Sie haben ein neues, und das überlieferte behandeln sie despektierlich.« Der Assessor ist »fromm«, wie der alte Stechlin mißtrauisch von ihm sagt - »wird also wohl Karriere machen. Fromm ist wie ne untergelegte Hand.« Es ist die Frömmigkeit, die Regierungsfrömmigkeit Wilhelms II. und seiner Hofprediger Dryander oder Rogge, mit denen wir uns nicht aufhalten wollen. Eine Zeitwende kündigt sich an, jetzt schon sehr weit entrückt und fast ferner erscheinend als das 18. Jahrhundert. Das Volk und immer wieder das Volk, wie der fromme Assessor sagt, rückt unwiderstehlich in den Vordergrund. Das Pfarrhaus ist nicht mehr, und kann nicht mehr sein, was es war. Wir können diese Entwicklung, in der wir noch mitten innen stehen, nicht mehr einbeziehen in unsere kurze Darstellung. Erwähnen möchte ich nur,

daß zur gleichen Zeit, in der Fontanes »Stechlin« erschien, das Büchlein des Pastors Paul Göhre »Drei Monate Fabrikarbeiter« herauskam, gefolgt von der Broschüre »Wie ein Pfarrer Sozialdemokrat wurde«. Göhre wurde sehr bald der erste sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete aus seinem Stande, ein Mitarbeiter des anderen Pfarrers Friedrich Naumann. Der Pfarrer als Sozialpolitiker, als Politiker trat in Erscheinung, mit allen Irrgängen und Fehlentscheidungen, als der erste Weltkrieg ausbrach. Auf heute fast wunderlich und höchst bedenklich erscheinende Weise wurde Paul Göhre dann sogar in den Wochen vor dem Zusammenbruch 1918 Unterstaatssekretär, und zwar im Kriegsministerium. Die rapiden Wandlungen jener Jahre sind im Leben dieses Mannes so deutlich vorgezeichnet wie kaum anderswo und sie sollten ohne Hochmut betrachtet werden. Es war ein ausgezeichnete Mann, der ihnen unterlag; ich habe ihn und sein Haus, das noch Züge des alten Pfarrhauses trug, persönlich gekannt. Aber er und Friedrich Naumann sind nun Geschichte geworden, oder Vor-Geschichte, und damit stehen sie für uns unweigerlich im Schatten dessen, was dann kam und neue Gewissensprüfungen forderte mit neuen Niederlagen oder Bewährungen.

Wir haben nun den »Arbeiterpriester«, nicht nur in der protestantischen Welt. Den Studentenpfarrer. Den Rundfunkpfarrer und den Publizisten, und manches Pfarrhaus ist eine Arbeitsstätte geworden mit allem modernen Apparat an Maschinerie und Unruhe, ein Büro, eine Redaktion. Auch das ist nicht so ganz neu, und Luthers zur Legende gewordene Wittenberger Arbeitsstube war nicht viel anders unter damaligen Bedingungen. Die Pfarrfrau ist nicht mehr nur die sorgende Hausfrau mit den zehn oder zwölf Kindern; sie ist Mitarbeiterin oder sogar selber amtierende Seelsorgerin. Der Pfarrer kann sich nicht mehr, wie Jean Pauls Vater, mit der langen Pfeife vor die Tür setzen in den Garten oder sein »Lusthäuslein« und an einem »Predigtlein« für den Sonntag memorieren. Die Sonntagspredigt ist, wie schon Lichtenberg, der Pastorensohn, in einem seiner Aphorismen einmal forderte, zur Montagspredigt geworden. Der Pfarrer muß motorisiert sein, und dies in mehrfacher Bedeutung des Wortes. Er hat den Alltag vor Augen und eine Zerrissenheit der Welt, die weit bis in seine eignen und innersten Kreise hineinreicht.

Die Aufgabe bleibt, die schon Luther ihm gestellt hatte und die ihm keine hierarchische höhere Instanz abnehmen kann. Sie gilt für jeden, ob er nun - wir sagen keinesfalls »nur« - seinen Mitmenschen leben oder zu seinem Teil an dem großen nie zu vollendenden Bau der Kultur mitwirken will, zu dem das evangelische Pfarrhaus einen so bedeutsamen Beitrag gestellt hat.